

81

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Eines Nachmittags lag er neben dem Bache im Grafe, flach auf den Bauch ausgestreckt. Seine rechte Hand hing ins Wasser hinab, den ruhigen Lauf des Wässers hindern, das sie mit einem leichten Schaum umspülte. Die Augen noch vom Schlafe schwer, blickte er hinab in die durchsichtige Flut, darin goldene Sonnenkringeln tanzten. Silberglühende Wasserläufer schwammen mit weitenden Ruderstößen stromauf; winzige Fischlein, rasch wie der Blitz, glitten peilschnell vorüber. Im Sumpfe, zu dem sich der feuchte Grund weiter unten erweichte, quakten die Frösche mit heiseren, gurgelnden Tönen. Eine Bachfenglut lastete über dem Gelände. Er fühlte sich von der allgemeinen Mattigkeit ergriffen, die die Erde im Frühjahr wie eine junge Mutter nach einer schweren Geburt befällt. Aus dem goldig schimmernden Laub, von den blütenüberschütteten Gestaden quollen ihm derbe, sinnbetörende Düfte entgegen. Sein Mund verrenkte sich in heftigen Gähnrämpfen. Bald refelte und dehnte er seine Arme oder drückte seine Handgelenke, daß er sie fast zermalmete. Dann wieder wälzte er sich im Gras, presste seine brennende Haut auf den feuchtfühlenden Rasen oder leckte mit der Zunge nach einem Grashalme, und Seufzer hoben seine Brust. In einem Haselstrauch sang eine Nachtigall ihr Lied zu diesem einsamen Schmerze.

Plötzlich wurde das Blätterwerk von einem Luftstoße erschüttert. Wie verzweifelt begannen die Frösche zu quaken. Und Cachaprés beobachtete, wie das bis vor einer Minute noch so goldig glühende Wässerschen sich plötzlich aschgrau trübte. Dann jagten heiße Windstöße über den Boden dahin, und es rauschten die todwunden Gräser, und aus dem Dickicht des Waldes erscholl grollendes Donnerrollen. Nun schwiegen alle Vögel.

Im gleichen Augenblicke vernahm er eine Stimme auf dem Pfade, den die Herde herabkam, und vor der Barriere drängte sich die dicke Masse der Kühe.

„Hü! Gott!“ rief die Stimme.

Mit einem Ruck war er in der Höhe und lief über die Wiese; da sah er Germaine im Begriffe, den Querbaum zu heben.

„Grüß Gott!“ schrie er ihr zu, „ein böses Wetter steigt auf!“

Ein Miß zerriß das Firmament, und fast alsogleich fielen schwere Tropfen auf die Blätter. Der Donner rollte; auf einmal barst die Wolkenwand und ein fürchterlicher Platzregen stürzte herab. Das Wasser ergoß sich in senkrechten Strahlen und schlug heftig prasselnd aufs Gehölz, daß es wie Hagelförner auf Fenster Scheiben klang.

Sie waren unter einen Baum geflüchtet und standen Seite an Seite, dicht aneinandergedrückt. Anfangs drang der Regen noch nicht durch das Dickicht der Blätter, sondern umschrieb den Baumstamm mit einem glühenden Bogen, daß das Erdreich zu ihren Füßen trocken blieb. Aber bald begannen die oberen Blätter auf die unteren abzutropfen, und in immer dichter werdenden Strahlen sicherte das Wasser bis zu ihnen durch.

Er zog seinen Wams aus.

„Da, nimm,“ sagte er. „Mir macht der Regen nichts. Mir ist in meinem Leben schon so viel Wasser über den Rücken gelaufen, daß man einen ganzen Teich davon füllen könnt!“

Er hängte es über Germaines Schulter. Sie ließ ihn gewähren, ein wenig verwirrt von der leisen Berührung seiner Finger. Er näherte sich ihr. Ihre Hüften berührten sich, ihre Wangen brannten und plötzlich faßte er ihre Hand und hielt sie fest. Dabei suchte er nach Worten. Er wollte irgend etwas reden. Doch seine Zunge blieb ungelent; nachdem er sich alle erdenkliche Mühe genommen, brachte er endlich stammelnd die Worte hervor:

„Ich hab' noch sechs.“

„Was?“

„Sechs Toppen. Jawohl, daheim. Und außerdem hab' ich noch eine Samtjoppe und dazu eine Hose und Weste für Sonntag.“

„Wirklich?“

„Ja, und noch eine Menge andere Sachen!“

Dann ward es wieder still. Sachte kitzelte er ihre Handfläche. Nun empfand auch sie das Bedürfnis, irgend etwas zu sagen. Sie deutete auf eine schwarz und weiß gefleckte Kuh mit mächtig geblähtem Leibe.

„Heut' abend wird sie ihr Kalb bekommen,“ sprach sie, „oder spätestens morgen früh; so gewiß läßt sich das nicht bestimmen, aber sicherlich wird's bald sein!“

Sie nannte ihm den Namen jeder einzelnen Kuh, erzählte ihm von ihren besonderen Eigenheiten. Die „Bläse“ hatte sechshundert Frank gekostet; die Kühe seien sehr teuer. Sie stand mit dem Rücken gegen der Baumstamm gelehnt, sich mechanisch nach vorn und rückwärts schaukelnd, indem sie sich ruckweise kleine Stöße gab. Plötzlich fühlte sie unter ihren Armen eine Hand, die bemüht war, sie zu sich zu ziehen.

„Wenn Du wolltest, könnt'n wir ein Paar gute Kameraden werden.“

Er hatte sich über ihren Kopf geneigt, seine Blicke bohrten sich tief in ihre Augen und glitten auf ihren Nacken. Als sie eine Bewegung machte, um sich zu befreien, wurde sie inne, daß er sie festhielt.

„Ah! nein! wenn er die Kameradschaft so verstehe, dann danke sie dafür, und heftig schrie sie ihn an, sie freizugeben. Er erzählte ihr wieder von seinem guten Charakter, dem Gelde, das er verdiene, und sie hörte ihm mit unruhig umherirrenden Blicken zu.“

„Ah,“ sagte sie, „ich werde nur einen Mann nach meinem Geschmack heiraten!“

„Da möcht' ich doch gern Deinen Geschmack kennen lernen.“

„Vor allem,“ sagte sie, „mach' ich mir nichts aus Geld! O nein! 's gibt genug Leute, die ihr Geld auch nicht glücklicher macht.“

„Ganz mein Fall. Geld ist nur zum Verkaufen gut. Heut' hab' ich zwanzig Frank, morgen nichts, und manches Mal sind meine Taschen ganz vollgepfropft. Aber wozu? Ich brauch' doch keine Renten. Man isst und trinkt, tanzt mit ein paar Mädeln, macht ein paar Dummheiten im Dorf — und dann gibt's immer wieder den Wald.“

Es hatte zu regnen aufgehört. Ein zartes, verwachsenes Blau lugte aus dem Gewölke hervor. Am Firmamente hingen schwere, dunkle, zerfetzte Wolkenmassen mit ausgefransten Rändern. Das verheerende Unwetter fand in einem goldigen Lichtergiesel sein Ende. Auf allen Blättern glüherten schillernde Regenbogen. Die unaufhörlich herabfallenden Wassertröpfchen schimmerten wie kostbare Perlenkugeln. An allen Baumstämmen rieselte nun das Licht hinab, quoll aus dem Dickicht der Büsche, und im Hintergrunde erschien der Wald in schimmernde Fluten von Tau und funkelnden Farben gebadet. Auf dem Rasen standen die Gräser in tiefgrüner, smaragdener Glut. Myriaden dunkler Pünktchen frabbelten unterm Blätterwerk; vom Boden stiegen Dünste auf und glitzerten und glitzerten in Sonnenglanze wie ein Strom flüssiger Metalle. Ueber dem Baumgarten des „Weidenhofes“ am Ende der Wiese lagen goldene Schleier. Die Erde atmete die Fluten wieder aus, die sie empfangen hatte. Ein giftiger Brodem wallte von ihr auf, vermischt mit einem widrigen Verwesungsgeruche.

Sie standen noch immer unter dem Baume und merkten nicht, daß der Regen aufgehört hatte und die Sonne wieder schien. Noch immer lächelten sie einander zu, von einem unbeschreiblichen Empfinden wie festgebannt. Und plötzlich wurde auf dem Fußsteige eine Stimme laut.

„Germaine!“

Da bekam sie Angst, mit ihm gehen zu werden.

„Guten Abend,“ rief sie und eilte davon.

„Hi!“ flüsterte er mit gedämpfter Stimme. „Sonntag ist Kirmerz. Kommst Du auch?“

Sie wandte den Kopf halb zurück und blickte ihn mit ihren klaren Augen sinnend an, ohne ja oder nein zu sagen.

„Sie wird kommen,“ sagte er sich. Und dann fiel ihm ein, daß er dafür Geld benötigen werde. Er wollte schmausen und tanzen nach Herzenslust und noch mancherlei anderes, wofür er ein paar Taler im Beutel brauchte. Seit die Liebe über ihn gekommen war, hatte er in den Tag hinein gelebt und weder an Wild noch an Geschäfte gedacht. Ja, an manchem Tage hatte er nicht einmal gegessen. Sein Heißhunger, den er sonst mit der Beute seiner Raubzüge stillte, war unter den sengenden Gluthen seines Verlangens dahingeschmolzen. Seine Mahlzeiten hätte er an den Fingern abzählen können. Einmal, frühmorgens, hatte er ein Kaninchen mit einem Stockstreich erlegt und, auf den Ladestock seiner Flinte geprügelt, an einem Reifigfeuerchen gebraten. Und so leer war sein Magen an jenem Morgen gewesen, daß er es mitsamt der Haut verpeiste. Zwei Tage später hatte er hinter der Hecke des „Weidenhofes“ einem Hahn den Kragen umgedreht.

Diesmal begann sich nebst seinem Appetit auch noch die Lederhaftigkeit zu regen. Den Hahn unter der Koppe verborgen, war er zwei Meilen durch den Wald gewandert und zu einer Richtung vorgedrungen, wo ihm befreundete Holzfäller gestatteteten, das Huhn in ihrer Hütte mit Pfeffer und Salz zuzubereiten. — Unseligerweise aber war es zäh.

„Verdammt, ich bin betrogen!“ fluchte er.

Aber dennoch hatten seine scharfen Zähne das Huhn in Stücke gerissen. Ein Laib Roggenbrot und ein Becher Wasser vervollständigten seine Mahlzeit. Und für den Holzknecht und seine Frau war überdies noch ein Flügeln und ein Kumpfstückchen zurückgeblieben. Eine Kleine mit einem Vogelgeschick, die bei dem Ehepaare lebte, sog dann noch die Knochen aus. Alles in allem, es war ein leckeres Mahl, an dem sich Cadaprès nach Herzenslust satt essen konnte. An den anderen Tagen war er der Länge nach im Grase gelegen und hatte sich mit Wurzeln, Kräutern, Salbei oder Kresse begnügt, was immer sich ihm gerade dargeboten hatte. Gleich dem Hirsche, der ferne von seinem Futterplaz in kalter Oktobernacht röhrt, ward auch sein Leib ausschließlich von seiner rasenden Brunst erfüllt. Die ersten drei Nächte hatte er im Walde verbracht. Ein Lager aus welkem Laub bewahrte seine Glieder vor Feuchtigkeit, und beim Aufwachen mußte er den Tau aus seinen Haaren schütteln. Aber am vierten Tage war Regen gefallen. Ein Regen im Mai, wie Nadelspitzen scharf, war nicht gerade angenehm.

Da hatte er den Wald durchquert und in der aus rohen Holzblöden gefügten Hütte einen warmen Unterschlupf für die Nacht gesucht. Die Holzfäller waren alte Freunde von ihm. Sie kannten ihn seit der Zeit, da er kaum größer als ein halbjähriges Rehkitzlein gewesen. Gar oftmals hatte er sich bei ihnen verborgen, wenn ihm von den Gendarmen im Dickicht nachgestellt worden war. Die Alte erinnerte ihn an seine Mutter mit ihrem hageren Knochengerüste, den spitzen Zähnen, dem eingefallenen Gesichte und der dünnen, rissigen Haut wie die Rinde der Birken.

„Se, alte Hätin!“ pflegte er sie als Ausdruck besonderer Gemütslichkeit zu rufen. Und dann glättete sich einen Augenblick die lederharte Haut dieses starren Frauenantlitzes.

(Fortsetzung folgt.)

Der Beinrichter.

Von Peter Rosegger.

(Schluß.)

„Ja, mein Gott! Ihr werdet einsehen, daß man einen Arrestanten nicht auslassen kann, und schon gar nicht, um ihn wieder etwas vollführen zu lassen, weswegen er abgestrast ist.“

Sagte der Bachelwirt den Richter sachte am Arm und sagte leise: „Wir wissen es alle miteinander. Der Kurpfuscherei wegen wird der Steffel nicht eingesperrt werden. Weinbruchdoktor tut er und hat er dabei wohl mehr Gutes gestiftet als wie Schlechtes! Wohl mehr Gutes! Von weit um laufen die Leute zu ihm zusammen. Soll ihm ja nächstens ganz und gar erlaubt werden, sagt man.“

„Mag sein, mag alles sein“, wehrte der Richter ab.

„Mit Verlaub,“ fuhr der Wirt fort, „der Steffel sitzt, weil er den Doktor hat geschimpft. Und soll sitzen. Soll sitzen, so lang er will. Nur für das Stündel, für das einzige Stündel! Es ist eine Freundschaft, die wir Oberabelsberger dem Herrn Richter nie verzeihen werden.“

„Wer bürgt mir denn, daß er wieder zurückkommt?“ fragte der Richter.

„Ja, Herr Richter, ich! Mit meinem Kopf, mit meinem ganzen Haus, mit Küch und Keller, Herr Richter, das Paß Kerschbacher, ich nehm's nicht aus. Der Fleischhauer bürgt auch mit was, ich weiß es! Und wenn ich ihn am Strick muß führen, ich bring ihn wieder.“

„Es ist schwer zu beantworten —“

„Wenn er ihn nur schreien konnt hören, der Herr Richter, den armen Teufel! Es geht einem durch Mark und Bein.“

„Schwer zu beantworten für einen Richter —“

„Nicht Richter! Nicht Richter, diesmal, Herr Richter. Diesmal nur Mensch, der helfen kann, der helfen will und niemand davon einen Schaden hat. Ich weiß es gewiß, und ich habe gesagt: ich geh nicht umsonst, hab ich gesagt. Zum Wamsener Richter geht man nie umsonst, wenn man in der Not ist; der hat nicht allein den Kopf, hab ich gesagt, der hat auch das Herz am rechten Fleck.“

Der verstand's, der Bachelwirt! Richter sollen nie feuchte Augen haben, wenigstens nicht vor den Leuten; der zu Wamsen hatte sie. War's das Mitleid zum gebrochenen Fleischhauer, war's die Rührung über das Vertrauen, das man in ihn setzte, kurz, er war gerührt, und um das zu verbergen, schrie er nun fast wild auf: „Aber ohne Gendarm laß ich den Kerl nicht fort!“

„Vergelt's Gott!“ antwortete der Wirt.

Bald darauf sind drei Männer gen Oberabelsberg gezogen; voran der Bachelwirt, hinten der Landsknecht mit dem aufgezogenen Spieß, in der Mitte ein kleines, nach vorne geneigtes, rasch-trippelndes Männlein, machte zwei Schritte, so oft der Gendarm einen tat. Das war der Steffel. Seines Zeichens ein Kleinhäusler und Schuhmacher, hatte er mit dem menschlichen Fuß nähere Bekanntschaft gemacht, hatte es vom Schusterpech zum „Dürrband“ (Harzpflaster) gebracht und war — er wußte selbst nicht wie — auf einmal Weinbruchrichter. Mit einem Pferd hub er an, er richtete das zerbrochene Bein so weit her, daß es zum Schinder gehen konnte; da sagten die Leute, der Steffel kann Weinbruch heilen. Er vervollkommnete sich auch bald in dieser Kunst, aber so recht kam er erst ins Zeug, als er die Tochter eines alten „Weinbruchdoktors“ heiratete, die ihm als Heiratsgut die Wissenschaft und die Werkzeuge zum „Doltorn“ mitbrachte. Er war froh, das Schusterhandwerk auf den Nagel hängen zu können, weil ihm — wie er sagte — das Sitzen nicht gut tue. Und jetzt auf einmal ein solches Sitzen! Es ist leicht zu glauben, daß der Steffel über den Spaziergang nach Oberabelsberg vergnügt war. Er nahm die Fahrgelegenheit des Bachelwirts nicht an, er wollte ein wenig Bewegung machen und als Märtyrer vor dem Gendarmen hergehen, und daß ihn, den wegen Kurpfuscherei Eingekerkerten, jetzt der Gendarm zu einem frischen Weinbruch hinführen mußte, das war doch auch was wert.

Mittlerweile war beim Fleischhauer die Krippen-Urschel geholt worden, ein kümmerliches Weibsbild, das aber Krankheiten abbeten und Wunden beschwören konnte. Sie hockte vor dem bloßen Fuß, den ihr der Fleischhauer vom Bett unter der Decke heraushielt, machte darüber mit dem Daumen fortwährend Kreuzzeichen und sprach: „Weinbruch, ich segne dich auf diesen heiligen Tag, daß du wieder wirst gerad bis auf den neunten Tag, wie es Gott Vater, Sohn und heiliger Geist haben mag. Heilsam ist diese gebrochene Wunden, heilsam ist dieser Tag, da Jesus Christus geboren ward. Jetzt nehm ich diese Stunde, stehe über diese gebrochenen Wunden, daß diese gebrochene Wunden nicht sollen schwellen im Namen Gottes Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!“

Jetzt traten sie ein.

Das erste war, daß der Steffel mit seinem grämigen Gesichte — es war im Kotter nicht holdseliger geworden — sich in die Kunde wendete, zu sehen, ob alles vorhanden. Verbandzeug, Stricke, „Eisenlampfen“ und starke Männer. Was nicht da ist, das soll gebracht werden! — Dann zog er sein blaues Mäusel aus und streifte an den Armen das Hemd auf.

„Die Schmerzen hätten nachgelassen, Gott Lob und Dank!“

befelte die alte Krippen-Urschel.

„Den Teufel haben sie nachgelassen!“ knirschte der Fleischhauer.

„Nein! nein!“ begehrete die Alte jetzt plötzlich auf und verstopfte ihre runzeligen Hände unter die Schürze, denn die Fleischhauermeisterin wollte ihr eine Gabe auf die Hand legen. „Ich nehm' nichts! Ich darf nichts nehmen! Das tät nicht helfen, wenn ich was wollt' nehmen! Um Gotteswillen muß es sein, sonst tät's nicht helfen. Ein andermal, wann mir die Frau Mutter was will schenken.“ Dann humpelte sie mühsam über die Türschwelle hinaus.

Werden wir halt die G'schicht' angehn!“ sagte der Steffel mit einer scharfsinnig-narrischen Stimme, stellte sich ans Bett und begann das nackte Bein zu betasten und zu kneten.

Der Kranke rief alle Heiligen an vor Schmerz. „Nur aushalten, Falent,“ mahnte sein Weib, „jetzt ist der Steffel da, jetzt wird's bald besser sein. Ist vielleicht eh' nur angeprenzt.“

„Aus und ab,“ murmelte der Steffel. Was der Mensch doch mit drei kurzen Wörtlein Großes sagen kann! Der Fuß war ausgerenkt und abgebrochen.

„Die Eisenlampfen an die Wand schlagen!“ befahl der Steffel. Es geschah, vier handfeste Burschen waren in Bereitschaft. Aien-

Späne und Schindeln wurden hergerichtet zum „Spannen“, auf einen Landwandflügel wurden Salben gestrichen.

„Die Weibsbilder sollen hinhinsmachen!“ verordnet der Steffel, „dieweilen ist für sie nichts zu schaffen da!“

Die Ehegepönnin verzog sich und versicherte noch an der Tür, ihr Weg gehe schnurgerade in die Kirche und sie höre nicht auf zu beten, bis er eingeseht wär! Der Gendarm ging, den Kaufbold zu suchen, der den Fleischhauer so unfein vor die Haustür gelegt hatte. Und jetzt wies es sich, es war's keiner. Der Mann muß sich rein selber hinausgeworfen haben. Mittlerweile wurden dem Armen um den Leib und um die Beine feste Stricke gebunden. Diese Stricke hatten schon ihre Probe abgelegt bei den stärksten Ochsen. „Nachher tun sie's,“ hatte der Steffel gesagt. „Jetzt hinstellen, Burschen! Zwei zu Betthaupten, zwei zu Bettfüßen. Die Stricke fest um die Faust wideln. Sobald ich sage: Anziehen! alsdann anziehen.“

Der Meister Jalent jammerte.

„Jetzt ist's noch zu früh,“ bedeutet ihm der Steffel und stellte sich in Bereitschaft zum „Einrichten“. Ein Blick noch, ob alles in Ordnung, dann: „Anziehen!“ Ein klägliches Nechzen: „Feiter anziehen! Stemmt's Euch! fest anziehen!“ Ein schredbares Geheul, ein Krachen im Wein, ein lauter Aufschrei der Burschen — und der Fuß war aus der Fugen.

Wie ein Lauffeuer ging es durch Oberabelsberg: „Der Schuster-Steffel hat dem Fleischhauer den Fuß ausgerissen!“

„Wie einer Heuschreck den Fuß ausgerissen!“

Als sie kamen um zu sehen, war das Wein in große Pflaster geschlagen. Die Fleischhauerin stand am Bett und labte ihren Mann mit Essig. Und der Steffel? Der hatte gesagt: „Wenn einer mit einem Fuß im Kottler steht, da soll der höllische Erbfeind ein Wein einrichten! Und überhaupt, wenn einmal wo ein altes Weib dabei ist, da müßt der Mensch rein Wunder wirken. Aber nur fleißig Pflaster auflegen, nachher wird's schon gut werden.“

Dann ging er, von der Leibwache begleitet, wieder zurück in den Kottler.

Seit dieser Geschichte sind fünf oder sechs Jahre verflossen. Der Fleischhauermeister hinkt armjelig herum in Oberabelsberg. Das eine Bein ist zu kurz das andere zu lang, und der eine Wis, den der Mann nach macht, ist: sein Bein schreibe er fürder nicht mehr mit einem weichen, sondern mit einem harten P. Der Steffel ist besser zu Fuß, aber — hatte sich insgeheim der Richter geschworen — wenn ich den noch einmal in den Kottler krieg', Urlaub geb' ich ihm nicht mehr.

Der Laubenkolonist.

Der August ist in vielfacher Hinsicht ein wichtiger Saat- und Pflanzenmonat. Wer über einen sogenannten Mistbeekasten und entsprechende Fenster verfügt, der kann jetzt auf ein etwas beschattetes Gartenbeet Wirzling-, Blumen-, Weiß- und Rotkohl, sowie sogenannten Winterjalat säen. Diese Sorten keimen bald, die Sämlinge werden später in geringen Abständen in die Mistbeekästen verpflanzt. Eine Mistpadung wird nicht gemacht, nur gute und lockere Erde eingebracht. Hier bleiben diese Pflänzchen noch unbedeckt, allen Einflüssen der Herbstwitterung ausgesetzt, erst mit eintreffenden strengen Frösten werden die Fenster aufgelegt. Die so herangezogenen und überwinterten Gemüseseklinge liefern im März des nächsten Jahres die Pflänzlinge für die erste Gartenbestellung. Solch überwinterte Pflänzlinge, die in Gärtnereien nur selten erhältlich sind und dann immer teuer bezahlt werden müssen, bieten den erst im Frühling angezogenen gegenüber bedeutende Vorteile, sie sind abgehärtet, können deshalb schon im März auf die Kulturbeete verpflanzt werden und liefern deshalb, was von besonderer Wichtigkeit ist, die ersten und schmackhaftesten Erträge. Der Winterjalat hat bereits zu Anfang Mai im freien Lande feste Köpfe gebildet, während die obengenannten Kohlarten im Juni für die Küche reif sind. Dies bezieht sich ganz besonders auf den frühesten Erfurter Zwerzblumenkohl, der nur kleine Köpfe hat, deshalb auch weit enger als andere Sorten gepflanzt werden kann, auf 40 bis 50 Zentimeter Abstand, und auf den frühen Wirzling. Von Kohlrabi, die sehr raschlebig sind, erzielt man bekanntlich auch dann frühe Ernten, wenn man erst ausgangs April junge Sämlinge auspflanzt. Von Spinat macht man jetzt und auch noch im September je eine Aussaat. Diese Saaten liefern im zeitigsten Frühling das erste grüne Gemüse. Im Frühling kann man freilich auch noch Spinat säen; je höher aber die Sonne steigt, um so kümmerlicher entwickelt er sich, und um so früher schiebt er in Samen, ganz besonders schnell in Trockenperioden. Für den Hochsommer schaltet deshalb der überall verbreitete Spinat aus. Nur verwandte Gewächse, wie der sogenannte neuseeländische Spinat und der Sauerrampfer, kommen dann noch für die Herstellung des beliebten dunkelgrünen Gemüsbreies in Frage.

Wer keine Winterendibien säen will, weil es ihm an geeigneten Kellerräumlichkeiten fehlt, und denen die mit Eintritt des Winters gut entwickelten und zuvor durch Zusammenbinden der Blattspitzen gebleichten Endibien zum Winterbedarf eingeschlagen werden können, aber trotzdem grünen Salat zur kalten

Jahreszeit schätzt, der sät im September auf abgeerntete, nicht neugebüngte, auch nicht gegrabene, sondern nur mit der Hade oberflächlich geloderte Beete den sogenannten holländischen Feldjalat, auch Rabinschen, der Form seiner Blätter halber auch Mausohrchen genannt. Aus dieser Saat gehen bald kleine frischgrün gefärbte Rosetten hervor, die jedem Frost trotzen. Man sät zu jeder Zeit im Winter, ganz nach Bedarf, eine Anzahl dieser Rosetten, pflanzt in der Küche die Blätter ab, wäscht sie sauber und bereitet sie dann in der bekannten Weise zu einem wohlschmeckenden Salat. Diesen und anderen Salaten kann man als Würze etwas fein gewiegte Zwiebel oder zerschnittenen Schnittlauch zusetzen. Am leichten im Winter zu haben, pflanzt man im Laufe des Monats einige Staudenbüsche in entsprechend große Töpfe, die bis zum Eintritt des Winters im Freien bleiben, dann aber in einen luftigen Keller oder in ein kaltes Zimmer kommen. Man nimmt nach Bedarf einen Topf um den anderen an das Küchenfenster, um die Stauden hier bis zur Er schöpfung abzutreiben, wonach sie für den Müllkasten reif sind. Es ist ja leicht, vom Schnittlauch durch Teilung alter Büsche eine Riesenzvermehrung zu erzielen, denn jeder starke Busch besteht aus hundert und mehr Einzelpflanzen, die, abgenommen und frisch gepflanzt, sich bald wieder zu starken Büschen entwickeln.

Auch für den Liebhaber saftiger Erdbeeren ist der August der beste Vermehrungsmonat. Wer es richtig anfängt, der hat seine Erdbeeren gleich nach der Ernte zum erstenmal abgerannt, nur die stärksten Ranken stehen lassen, um aus der von diesen entwickelten Brut den Ersatz für neu anzulegende Beete zu gewinnen. Bekanntlich sind Erdbeerstauden kurzlebig; sehr reichtragende und großfrüchtige Sorten wie Paxtons Robbe sind schon nach der zweiten Ernte erschöpft, andere nach der dritten, die schlechtesten Träger nach der vierten Ernte. Deshalb muß man im Durchschnitt immer alle zwei bis drei Jahre ein neues Beet bepflanzen, will man nicht in einem Jahr eine gute Ernte und im anderen nichts haben. Die reichste Ernte ist immer die zweite, während die immer schwächer bleibende erste dagegen oft die größten und schönsten Früchte liefert. Um aber solche Früchte schon im ersten Jahre nach der Pflanzung zu erzielen, muß man den Pflänzlingen eine gute Vorbehandlung geben. Sie werden jetzt von den Ranken abgenommen und auf ein gut bearbeitetes Beet, am besten nach reicher Vermengung des Bodens mit Torfmull in 10—15 Zentimeter Abstand pikiert, bis zum Anwurzeln etwas beschattet, am einfachsten durch aufgelegte Reiser und bei Trockenheit gründlich überbraust. Mitte September werden dann die Pflänzlinge von diesem Beet, dem sogenannten Pikierbeet, auf die für sie bestimmten endgültigen Kulturbeete verpflanzt. Die Beimischung von Torfmull bietet den Vorteil, daß die Pflänzlinge starke, vorzügliche Ballen halten. Man hebt sie vorsichtig einzeln mit einem Handspaten heraus und versetzt sie nicht mit dem Pflanzholz, sondern mit den Händen, indem man für jeden Pflänzling ein weites Loch macht, so groß, daß es den reichen Wurzelballen mit den ihm anhaftenden Erdreich bequem aufnimmt. Es ist besser, etwas zu tief, als zu hoch zu pflanzen. Ich pflanze so tief, daß das jüngste Herzblatt gerade noch frei bleibt. Nach dem Verpflanzen wird jeder Pflänzling gründlich angegossen. So behandelte Pflanzen liefern schon im nächsten Jahre einen mitersprechenden Ertrag, vorausgesetzt, daß ihnen hohe Kältegrade und andauernde trockene Winde im Winter keinen Schaden zufügen. Der Pflanzmethoden gibt es verschiedene. In Berlin pflanzt man zumeist nach der Schnur immer je drei Pflänzlinge im Dreieck zusammen. Das ist ein Verfahren für Leute, die übermäßig viel auf kleinem Raum ernten wollen, wobei es aber immer beim Wollen bleibt. Denn trotz dreifachem Pflanzenaufwandes wird der Ertrag gering sein, weil es den Einzelpflanzen an Raum zu normaler Entwicklung fehlt. Jede Einzelpflanze bildet schon im zweiten Sommer eine dicht bestockte Staude. Dieser Dichtigkeit, der wir nicht Einhalt tun können, ist die Hauptursache der frühen Er schöpfung der Erdbeerplantagen. Ich pflanze großfrüchtige Erdbeeren sehr weit, in den Reihen in mindestens 60 Zentimeter Abstand und in 70 Zentimeter Abstand von Reihe zu Reihe. Dies steht allerdings, solange die Pflänzchen noch klein sind, sehr nach Raumverschwendung aus, im zweiten Jahre wird man aber gewahr, daß von einer solchen keine Rede sein kann. Wer aber im ersten Jahre, das naturgemäß nur einen kleinen Fruchttrag liefert, den Raum vollständig ausnützen will, der lege breite Beete an, die er mit fünf Reihen bepflanzt, bei einem Reihenabstand von 40 Zentimetern. Man erntet nun im nächsten Frühjahr von fünf Reihen, um dann nach der Ernte zwei Reihen derart herauszunehmen, daß nur die zwei äußersten Reihen und die Mittelreihe verbleiben. Eine andere, größere Ausnutzungsmöglichkeit der Bodenfläche im ersten Jahre bietet das Verfahren, zwischen zwei Erdbeerreihen im Frühling noch eine Reihe mit raschlebigem Gemüse anzubauen, wie Kopfsalat, Kohlrabi und frühen Blumenkohl, die zur Zeit der Fruchtentwicklung noch nicht so weit vorgeschritten sind, um die Erdbeerplantagen zu beeinträchtigen, für die Küche aber schon reif sind, bevor die stark ins Wachsen kommende Erdbeerkultur den Raum für sich beansprucht.

Auch für den Blumenfreund ist der August ein Vermehrungsmonat. Man sät in den ersten Tagen einige unserer frühen, geschäftigsten Frühlingsblüher, wie Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht und Silenen, möglichst recht weitläufig und auf ein etwas beschattetes Beet. Bei weitläufiger Saat können die Pflänzlinge bis Ende September stehen bleiben, dann werden sie auf

Jene Beete gepflanzt, die sie im Frühling schmücken sollen. Bei zu enger Saat muß man sie zunächst in kleinen Abständen auseinanderpflanzen (pikieren), im Spätherbst erfolgt denn das endgültige Verpflanzen auf die ausserlehenen Beete. Die genannten Frühlingsblüher sind zweijährig, d. h. sie sterben nach der Samenreife im nächsten Jahre ab. Es gibt noch weitere zweijährige Blüher, die dann mit dem Flor einsehen, wenn die vorgenannten aufhören. Auch diese werden jetzt gesät, so der rote Fingerhut mit seinen Farbensorten, die großblumige Glockenblume (Campanula medium) und die Pyramidenglockenblume, sowie die Malve oder Stodrese. Eine zweijährige Pflanze ist auch der Goldlack, das Gelbbeigelein der Märchen, der aber schon im Frühling gesät werden muß. Auch einige einheimische zweijährige Pflanzen lohnen die Gartenkultur, verlangen aber gleichfalls frühe Aussaat, so die silberweiße Eseldistel, die gelbblühende zweijährige Nachtkerze, die mit Vorliebe unseren Eisenbahndämmen folgt, und die gleichfalls gelbblühende Königskerze. Diese drei Pflanzenarten entwickeln sich im kultivierten Gartenboden zu einer Schönheit, wie man sie in der freien Natur nur selten und nur an den bevorzugtesten Standorten findet.

Einen ganz besonderen Reiz hat für den Kleingärtner und Raubensolonisten von jeher das Veredeln der Pflanzen gehabt. Es ist ebenso wie die Stecklingsvermehrung der Zimmerpflanzen eine künstliche Vermehrungsart und setzt einen operativen Eingriff voraus. Wie der Chirurg, so bedarf auch der Veredler eines haarscharf geschliffenen, blank und sauber gehaltenen Messers und eines geeigneten Verbandsmaterials, das in unserm Fall aus Rasierseife besteht. In den Klein- und Laubengärten wird meist nur die gewaltsamste, ich möchte sagen die barbarischste Veredelungsart, das sogenannte Spaltstropfen, zur Anwendung gebracht. Die beste Zeit hierfür ist der Nachwinter. Im August führt man meist jene Veredelungsart aus, die man Kugeln oder Okulieren nennt; sie kommt jetzt für Steinobst und für Rosen in Frage. Man okuliert diese Gattungen nun auf das schlafende Auge, d. h. die eingesehten Edelaugen wachsen vor Eintritt des Winters noch an, treiben aber erst im kommenden Frühling kräftig aus. An geeigneter Stelle wird mit dem sogenannten Okuliermesser durch zwei Schnitte die Rinde in T-Form bis auf das Holz durchgeschnitten und dann mit dem entsprechend beschaffenen Rücken des Okuliermessers oder den an diesem befindlichen Falzbein vom Holze gelöst. Ein aus einem reifen Edeltrieb ausgegesschnittenes Auge schiebt man nun vorsichtig ohne die Schnittfläche zu beschmutzen oder zu berühren, oben in den T-Schnitt hinein, so daß es fest sitzt. Das Blatt wird vor dem Ausschneiden bis auf ein Stilkstück entfernt, das richtig eingesehte Auge dann fest verbunden. Der ganze noch Schnitt berührte Stammteil muß umhunden werden, das eigentliche Auge aber frei bleiben. Wenn der erhaltene gebildete Blattstielteil am Auge festtrocknet, dann ist die Veredelung mißlungen, wenn er aber nach einigen Wochen selbstständig oder nach leiser Berührung abfällt, ist die Operation als gelungen zu betrachten. Gewöhnlich setzt man jedem Wildlingsstamm der Sicherheit halber zwei Augen ein. Wächst nur eins, so genügt dies auch, wachsen beide, die sich gegenüberstehen müssen, dann erhält man rascher eine volle Krone. Auch Stachelbeeren und Johannisbeeren kann man jetzt okulieren.

Wer Rosen, Pflaumen und hochstämmige Stachelbeeren auf seiner Parzelle hat, der wird sich oft über die wilden Wurzeltriebe ärgern, die immer und immer wieder erscheinen. Ich persönlich lasse an kräftigen Edelpflanzen die hoffnungsvollsten Wildtriebe stehen, um sie dann mit feinen Sorten zu veredeln und später umzupflanzen. Wer mich besucht, der kann bei mir eine in der Bildung begriffene Mirabellentrone sehen. Die Unterlage für die Veredelung bildete ein wilder Pflaumenschöß, den ich bis 1/4 Meter Höhe aufzog. Im August setze ich ihm zwei Edelaugen ein, die beide im nächsten Frühling austrieben. Im Herbst des vorigen Jahres grub ich dann diesen Stamm aus, um ihn an einen geeigneten Platz zu verpflanzen, auf dem er bereits in diesem Sommer eine nette Krone gebildet hat. Auf solche Pflaumenschößlinge lassen sich neben Edelpflaumen auch Pfirsiche, Mirabellen und Meineclauden veredeln. Fast meine sämtlichen Rosen habe ich aus wilden Schössen gezogen, die ich, sobald sie Weichholzhärte hatten, veredelte. Bevor aber ein Laie an solche Arbeit geht, tut er gut daran, sich das an und für sich einfache Okulierverfahren von einem Fachmann oder sonst von einem Kundigen praktisch vorführen zu lassen.

Auch Obstsorten, die nicht gedeihen oder nicht tragen wollen, oder deren Früchte nicht behagen, lassen sich umpflanzen. Das am einfachsten zu erlernende und sicherste Verfahren ist das Pfropfen hinter der Rinde, das man im April ausführt, wenn der Saft so weit gestiegen ist, daß sich die Rinde vom Holze lösen läßt.

Hd.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichte.

Inquisition und Buchhandel. Im Jahre 1550 erschien das erste Verzeichnis der von der Kirche verbotenen Bücher, ein Verzeichnis, das im engsten Zusammenhange mit der Gegen-

reformation stand und ein Abwehrmittel sein sollte gegen den von Norden eindringenden neuen Geist. Die Redaktion dieses Verzeichnisses wurde in die Hände der Leute von der heiligen Inquisition gelegt. Ihnen wurde vorgeschrieben, auf den Geist der neu herauskommenden Schriften zu achten, vor allem darauf, ob er sich von der Orthodoxie entferne. Der Zentralort dieser Inquisition war natürlich Rom. Unterämter wurden aber in vielen größeren Städten Italiens errichtet. Von Rom aus gingen ihnen genau einzuhaltende Bestimmungen zu, die sich auf alle möglichen Einzelheiten erstreckten; was auszuschließen war und wie das geschehen sollte, war aufs genaueste festgelegt. Derartige Dokumente sind, da sie in den geistlichen Bibliotheken meist zur rechten Zeit vernichtet wurden, selten genug; um so interessanter ist ein Fund, der in der italienischen Zeitschrift „Bibliofilia“ veröffentlicht wird.

Es handelt sich um inquisitorische Bestimmungen, die 1567 zu Pavia von dem Mönch Pietro Selero da Quintiano veröffentlicht wurden; sie stellen geradezu ein Musterbeispiel dar für die Regelung des Bücherwesens, so wie es sich die Inquisition gedacht hatte. Man erfährt aus ihm, daß jeder Buchhändler in seinem Laden ein Verzeichnis der verbotenen Bücher auszuhängen hatte; außerdem mußte er einen Katalog der von ihm geführten Bücher haben. Dadurch war dem Spion oder dem Inquisitor selbst die Arbeit wesentlich erleichtert; er brauchte nur einige vergleichende Blätter auf die beiden Tabellen beziehungsweise Kataloge zu werfen. Beide Verzeichnisse waren nur gültig, wenn der Inquisitor sie eigenhändig unterschrieben hatte. Selbstverständlich durfte der Buchhändler kein Werk verkaufen, das in seinem Verzeichnis nicht enthalten war. Großen Beschränkungen war der Verkauf von Bibeln unterworfen; der Händler durfte sie nur Personen ausbändigen, die von ihrem Priester oder Weichtater ausdrücklich zum Kauf ermächtigt waren. Die gleiche Erlaubnis war auch beim Verkauf der sogenannten Religionskontroversen nötig, die religiöse Disputationen zwischen Gutgläubigen und Regern behandelten. Natürlich behielten in ihnen die Orthodoxen immer Recht; dennoch scheinen die Inquisitoren gefürchtet zu haben, der Leser könne durch die Scheingründe des Gegners infiziert werden und sich auf dessen Seite schlagen. Auf daß ja kein unrechtes Buch in seine Bestände gerate, mußte der Buchhändler die eingelaufenen Vollen in Gegenwart des Inquisitors oder seines Sendboten inspizieren. Die Pavianer Bestimmungen verboten speziell den Bucheraustausch mit Deutschland, man durfte weder Bücher von dort beziehen noch sie dorthin versenden. Jeder geistige Verkehr mit dem Land der Keger sollte unterbunden sein. Ausnahmen in dieser Beziehung konnte wiederum nur der Inquisitor gestatten. War ein Gelehrter gestorben, der eine Bibliothek hinterließ, die die Erben verkaufen wollten, so mußte, ehe dies geschehen durfte, erst der Inquisition das Verzeichnis der hinterlassenen Bücher eingeliefert werden. Wer sich gegen eine dieser zahlreichen Bestimmungen verging und erfaßt wurde, den erwartete der vom Tridentiner Konzil festgelegte Urteilspruch des Inquisitionsgerichts.

Technisches.

Die kanadischen Wasserfälle. Obgleich die Ausnutzung der natürlichen Wasserkraft zur Gewinnung elektrischer Energie immer noch in den Anfängen steht, beginnt man doch sorgfältig in jedem Lande die Möglichkeit abzuschätzen, die nach dieser Richtung gegeben sind. Das ist nicht immer leicht, da die Kosten der Anlagen in den einzelnen Fällen recht verschieden sind und erst nach genauer Untersuchung einigermaßen sicher veranschlagt werden können. Auch die Regierung von Kanada hat einen besonderen Ausschuss ernannt, um einen Ueberblick über die nutzbaren Wasserkräfte des Landes zu gewinnen, obgleich Kanada als eines der kohlenreichsten Länder der Erde gilt und daher dort nicht in ähnlichem Grade wie etwa in Skandinavien eine Entwidlung dieser Energiequellen eine Vorbedingung für die Entstehung einer Industrie ist. Die eingesezte Kommission hat jetzt ihre Arbeit beendet und ist zu dem Ergebnis gelangt, daß die Wasserfälle des Landes eine gesamte nutzbare Arbeitskraft von 25,7 Millionen Pferdestärken darstellten. Von diesen sind bisher noch nicht 5000 Pferdestärken in Gebrauch genommen worden. Die Verteilung ist übrigens sehr ungleich, was vielleicht nur an der mangelhaften Erforschung der nördlichen Gebiete liegt. Auch muß die Nutzbarkeit selbstverständlich nach der Besiedlungsmöglichkeit bemessen werden. Das ist wohl auch geschehen, weil es sich sonst kaum erklären ließe, daß die Küstenprovinz Quebec mit mehr als 17 Millionen Pferdestärken weitaus an die Spitze gestellt wird. Allerdings sind dabei die Schnellen des Hamiltonflusses auf der Grenze gegen Labrador mitgerechnet, deren Kraft allein auf neun Millionen Pferdestärken, also noch auf ein Drittel mehr als die der Niagarafälle veranschlagt werden. In der Provinz Ontario, die nördlich der großen Seen liegt, sind 3 129 000 Pferdestärken geschätzt worden. Zu diesem Bereich gehört auch der kanadische Anteil der Niagarafälle, von denen verhältnismäßig die Vereinigten Staaten nur 556 Kubikmeter der Sekunde benutzen dürfen, Kanada dagegen 1019. Größere Piffen haben außerdem noch Kolumbien an der Westküste mit etwas mehr als 2 Millionen und die benachbarte Provinz Alberta östlich des Felsengebirgs mit fast 1 1/2 Millionen Pferdestärken. In den für die Landwirtschaft ausgenutzten Provinzen Manitoba und Saskatchewan sollen zusammen eine Million Pferdestärken zur Verfügung stehen.